

Der gute und getreue Knecht

Zum Evangelienbild des hl. Joseph

Von Dr. Alice Scherer, Freiburg i. Br.

„Joseph, ihr Mann, war gerecht“ (Mt 1, 19). Das ist die erste Aussage, die die Schrift über Joseph macht, abgesehen von der bloßen Anführung seines Namens als des Verlobten Mariens. Mit dieser Kennzeichnung ist aber schon ein Rahmen aufgestellt von größten Maßen. „Gerecht“, das ist *der* Ehrenname des Alten Bundes, der die Fülle des geraden Wandels vor Gott und den Menschen umfaßt. Schon damit ist die Idylle, in deren sanftfromme Traulichkeit oder gar sentimentale Weichheit man leider oft genug das Bild des Heiligen hineingestellt hat, völlig gesprengt. „Er war gerecht“ — das bedeutet Klarheit, Kraft und Größe. Das wird erstmals deutlich und uns lebendig nahe gebracht in jenem Bericht des Evangeliums, der uns in die ganz persönliche Situation und seelische Lage Josephs hineinschauen läßt. „Da fand es sich, noch ehe sie zusammen wohnten, daß sie durch den Heiligen Geist empfangen hatte“ (Mt 1, 18). *Uns* gibt der Evangelist von vornherein die Erklärung, er sagt ausdrücklich, daß Maria „vom Heiligen Geiste“ empfangen hatte. Uns ist die Tatsache der Jungfrau-Mutter altvertrautes Glaubensgeheimnis. Aber für Joseph? Wohl mag man annehmen, daß ihm aus der Fülle der Verheißungen, die da in den heiligen Büchern über den künftigen Messias geschrieben standen, auch jene bekannt war: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, den man Emmanuel, Gott mit uns, heißen wird“ (Is 7, 14). Aber es ist ein großer Unterschied, ob ein solches Wort im geheimnisvollen Dunkel der Weissagung oder im Glanz der Erfüllung steht. Und so wird ihm dieses Wort gar nicht in den Sinn gekommen sein, als er nun in zunehmender Verwirrung und mit immer größerer Sicherheit der Wahrnehmung gewiß werden muß, daß Maria ein Kind trägt, die von ihm unberührte Braut. Die meisten Erklärer nehmen an, daß ihm auch nicht einen Augenblick Zweifel an der Unschuld seiner Braut gekommen seien. Unser offenbartes Wissen um das Wunder der Menschwerdung und die Ehrfurcht vor der makellosen Jungfrau und Gottesmutter legen es nahe, den Gedanken von einem Zweifel Josephs zu verwerfen und ihm statt dessen ein geheimnisvolles Überzeugtsein von irgend etwas Wunderbarem zuzuschreiben. Doch auch die andere Deutung, die von einigen Vätern vertreten wird, ist verständlich, ja sie erscheint einem menschlich einleuchtender. Mußte der dem gesunden, natürlichen Leben zugewandte Mann, der wirklichkeitsvertraute Handwerker, mußte er nicht zum mindesten die Gründe seines Herzens verteidigen gegenüber den Gründen seines mit normalen Schlußfolgerungen arbeitenden Verstandes?

Wäre Joseph in vollster Klarheit überzeugt gewesen vom Walten irgendeines ihm unbekannten Wunderbaren, das Marias Ehre nicht antastete — was hätte ihn dann gehindert, seine Braut jeglichem Gerede zu entziehen und sie einfach zu sich heimzuführen? Wird die Gestalt Josephs nicht vielmehr eben dadurch groß, daß er sich durchringen muß durch die Unklarheit? Die doppelte Ungewißheit dessen, wie er Mariens Zustand deuten, und die andere, wie er sich nun verhalten soll. Das erstere zu *erklären*, ist ihm nicht möglich, wohl aber muß er sich entscheiden, wie er *handeln* soll.

Welche Möglichkeiten bestanden theoretisch? Joseph konnte über das, was er sah, einfach hinweggehen, Maria in sein Haus nehmen und damit das Kind als seines anerkennen, — die Rechte der Verlobung umschlossen ja praktisch alle Rechte der Ehe, und ein Kind, das zu dieser Zeit empfangen war, galt ohne weiteres als ehelich. Joseph konnte aus seiner Ehe zurücktreten (der Braut ihrerseits war dies nicht gestattet); er konnte Maria in schlichter Form, vor zwei von ihm zu wählenden vertrauten Zeugen, den Scheidungsbrief ausstellen, ohne Angabe von Gründen. Er konnte schließlich Anzeige erstatten bei der kirchlichen Behörde, dem Sanhedrin von Nazareth; das hätte eine öffentliche Bloßstellung bedeutet und nach strengem jüdischem Gesetz (Deut 22, 20 f.), das allerdings in den Tagen des Joseph durch allerlei Praktiken komplizierter Beweisführung gemildert war, die Steinigung zur Folge gehabt.

Diese letzte Möglichkeit kam nicht in Betracht, da sie die Überzeugung von der Schuld des andern vorausgesetzt hätte. Aber es erhebt sich die Frage, warum Joseph nicht die erstere erwählte, seine Braut einfach zu sich zu nehmen. Wir sagten vorhin schon: bei völlig klarer Einsicht, daß Maria makellos und ihre Mutterschaft ein wunderbares Geheimnis sei, hätte Joseph dies tun müssen. Einzelne Erklärer vermuten, Joseph hätte es aus ehrfurchtiger Scheu heraus nicht gewagt. Aber mit dem Unterlassen der Heimführung hätte er sie — und das Kind — ja wiederum dem Gerede preisgegeben. Doch diese absolute Sicherheit hatte Joseph ja eben nicht — sonst hätte der Engel es ihm nicht zu offenbaren brauchen. Aber hätte er Maria nicht auch dann zu sich nehmen können, wenn er nicht klar sah und nur sein Empfinden für sie sprach? Hier nun wird der eigentliche Sinn der Aussage „Joseph war gerecht“ sichtbar. Gerecht nämlich nicht nur gegen Maria — wie das Wort meist verstanden wird, sondern auch in Bezug auf die Ordnung der Ehe. Ihr war er verpflichtet vor seinem eigenen Mannestum, vor seinem Stamm und dem ganzen Volk Israel. Um dieser Verantwortung willen geht es nicht an, den Vaternamen zu breiten über ein Kind, von dem er nicht weiß, woher es sein Leben hat — geht es nicht an, eine Lebensgemeinschaft zu begründen auf einer nicht gelösten Unklarheit. Daß sein Herz an Maria hängt, daß die Trennung von ihr ihm schwer fällt, das darf gar nicht ins Gewicht fallen. Josephs Größe zeigt sich gerade darin, daß er nicht den Ausweg wählt in die scheinbar mildeste Lösung, in das schwächliche Dulden und Stillschweigen. Vielmehr „gedachte er“ — in stillem Überlegen und Abwägen durch Tage und Nächte — „sie im stillen zu entlassen“ (Mt 1, 19). So kann er wirklich das Gebot der Gerechtigkeit erfüllen, seine Pflicht vor dem Gesetz und zugleich die Pflicht seiner Braut gegenüber.

Die schlichte Entlassung würde keinen Makel für Maria bedeuten, sie würde keiner üblen Nachrede ausgesetzt sein, die Josephs Ritterlichkeit unbedingt vermeiden will. Vor allem aber — und hier liegt eine letzte verborgene Tiefe dieses „er war gerecht“ —: wenn er nach ehrlichem Erwägen so tun wird, wie er glaubt tun zu müssen, dann darf er auch auf Gott rechnen; Er, „der da sieht“, kann und wird die Sache selber in die Hand nehmen und nicht zulassen, daß aus bestgemeintem Willen Unrecht entsteht.

Und nun kann der Engel kommen und ihm verkünden: „Joseph, Sohn Davids, trage kein Bedenken, Maria dein Weib zu dir zu nehmen; denn was in ihr erzeugt ist, kommt vom Heiligen Geiste“ (Mt 1, 20 f.).

„*Ein Engel des Herrn erschien ihm im Traume*“, er redet ihn mit Namen an, sagt ihm die ungeheuerlichste Botschaft, die je auf Erden vernommen wurde, „und Joseph stand vom Schlafe auf und tat, wie ihm der Engel des Herrn geboten hatte“.

Welch eine Größe offenbart sich in diesem schlichten Bericht! Der Engel erscheint ihm „*im Traume*“. Zu Zacharias und Maria, zu den Hirten auf dem Felde tritt er in sichtbarer Gestalt, und sein erstes Wort ist jedesmal: „Fürchtet euch nicht“ — so erschreckend flammt der Widerschein von der Herrlichkeit Gottes auf seinem Angesicht. Sie fürchten sich, aber sie dürfen schauen und vom leuchtenden Munde selber die Kunde vernehmen.

Bei Joseph dagegen — welche Stille! „Als nächtliches Schweigen alles umfing und die Nacht in der Mitte ihres Laufes angekommen war“ (wir dürfen auch hier schon die Aussage der Weihnachtsliturgie gebrauchen), da wird ihm das Wort vom allmächtigen Worte kundgetan — im Traume. Wie aufgetan zu Gott, wie feinhörig und bereit muß er gewesen sein. „Siehe, die Ohren meines Herzens sind offen vor dir“, das hätte er und mit noch größerem Recht als Augustinus sagen können. „Ich schlafe, aber mein Herz ist wach“ (Cant 5, 2); es genügt die leise Berührung im Traume, und Joseph vernimmt nicht nur die Botschaft des Engels, sondern er erfaßt sie, nimmt sie an und steht auf, ihr zu folgen.

Wie groß dieser Akt des Glaubens ist, von dem da so selbstverständlich berichtet wird, als gäbe es gar nichts anderes, wird besonders deutlich am Gegenbeispiel des Zacharias. Der sieht den Engel mit wachen Augen, „stehend zur Rechten des Räucheraltars“ (Lk 1, 11 ff), empfängt die Erscheinung in einem Augenblick, da er sich bereits im Heiligtum des Tempels, in seinem heiligen Priesterdienst und in der ausdrücklichen Hingewandtheit seines Bewußtseins zu Gott befindet, und die Botschaft, die der Herrliche ihm zuspricht, steht in keiner Weise so außerhalb der Ordnung der Natur, wie jene, die Joseph vernimmt. Ward nicht auch dem Abraham der Sohn der Verheißung geboren aus Sara, da sie schon hochbetagt war? Und wußte der Priester Zacharias nicht von ähnlichen Machterweisen des Herrn in der heiligen Geschichte? Und doch zweifelt er: „Woran soll ich das erkennen?“

Joseph aber glaubt in voller Zuwendung seines Herzens das überwältigend Wunderbare, das ihm die leise Stimme im Traume kündet; daß die Jungfrau empfangen habe und einen Sohn gebären werde — der sein Volk von seinen Sünden retten werde.

„Joseph stand vom Schlafe auf und tat, wie ihm der Engel geboten hatte“. Nun ist die Klarheit da; ein Licht von Gott her hat das Dunkel erhellt, und nun kann es nichts anderes mehr geben als das gehorsamsfreudige Tun. Man spürt es dem knappen Satz förmlich an, welch eine Befreiung es für Joseph bedeutet, nun nicht mehr überlegen zu müssen, sondern handeln zu dürfen. So begegnet uns hier schon jene unmittelbare Promptheit der Erfüllung, die sich bei den späteren Befehlen des Engels wiederholen wird. Im Traum hat ihn die Botschaft angesprochen und sein feinhöriges Herz hat sie aufgenommen, nun wirkt die innere Bereitschaft zum Vollbringen auf den ganzen Menschen zurück, sie löst die Bande des Schlummers und schafft Wachheit und Frische. Wir dürfen uns vorstellen, wie Joseph noch in der gleichen Nacht daran geht, sein Haus vorzubereiten zum Empfang seiner Braut und ihres und seines Herrn.

„*Jedoch er erkannte sie nicht*“. Nur in ehrfürchtiger Zurückhaltung dürfen wir diese Aussage betrachten. Joseph ist nun hineingenommen in das „Geheimnis des Königs“, von dem Raphael gesagt hatte, daß es gut sei, dieses Geheimnis zu bewahren (Tob 12, 7). Gott hat eingegriffen in sein Verhältnis zu Maria, seine Hand hat den innersten Bereich seines Bundes angerührt — es ist gar nichts anderes möglich, als daß Joseph nun in ehrfürchtiger zarter Scheu den heiligen Abstand wahrt. Maria, seine Braut, die Mutter seines Herrn —: es kann nie mehr etwas anderes geben als das Glück, ihr in Ehrfurcht den Dienst betreuender Liebe zu leisten. Aber dieses Wissen miteinander um das „Geheimnis des Königs“, daß sie es mitsammen bergen vor aller Welt draußen, daß das Kind das Schicksal von ihrer beider Leben wird, in gemeinsamer Sorge und Not und gemeinsamer Seligkeit, — zu welcher inniger Nähe muß das ihre Herzen verbunden haben! Wenn schon Menschen, die sich bis dahin fremd waren, durch gemeinsames Erleben von großer Not oder Gefahr zu erstaunlicher Einheit zusammenwachsen, wie mag die bereits Verbundenen die gemeinsame Not der Herbergsuche, die Angst und Schrecken der Flucht, das qualvolle Suchen nach dem verlorenen Knaben, noch enger zusammengefügt haben. Und wenn man von der besonderen Bindung spricht, wie sie ein gemeinsames Geheimnis für die Eingeweihten bedeutet, — siehe, hier ist das Geheimnis Gottes selber, das diese Beiden hüten vor einer ganzen Welt, bis zu dem Zeitpunkt, da Gott selbst es offenbaren will, ein Geheimnis, um das sie nicht nur wissen, sondern aus dem sie und für das sie leben, einzig um seineswillen, und es ist nicht eine bloße Aussage, sondern es ist „Fleisch geworden“, sichtbar, vernehmbar, in Armen zu tragen, an Händen zu führen, lebendiges Angesicht eines Kindes, das da lebt zwischen ihnen.

Und dürfen wir nicht auch daran denken, daß Joseph teilnehmen durfte am inneren Erleben, das sich in Mariens Herz vollzog? Wir stehen ergriffen vor der Begegnung von Maria und Elisabeth, da Maria die Gedanken ihres Herzens ausströmen läßt vor der ehrfürchtig wissenden Greisin — wird nicht Joseph mehr als ein „Magnificat“ vernommen haben, da er Maria nicht nur nahe war im Wissen, sondern im Erleben der Ankunft des göttlichen Wortes? Wahrhaftig, hier wächst eine heilige Vertrautheit, Innigkeit und Freundschaft, so daß sich die tiefste Gestalt einer Ehe darin erfüllt. Freilich bleibt auch hier eine letzte Einsamkeit. Joseph weiß um die feine, unüberschreitbare Grenze zwischen ihm und Maria, er weiß, daß sie in eine Nähe zu Gott hineingenommen ist, die zugleich Abstand jedem andern Menschen gegenüber bestimmt, er weiß, daß eine Vertrautheit besteht zwischen Maria und dem Sohn ihres Schoßes, die er, der Pflegevater, nie erreichen wird und nicht einmal wünschen darf. Er weiß und bejaht diesen Abstand, und dies bedeutet eigene Einsamkeit — auch hier das Vorbild einer ehrfürchtigen Zurückhaltung, wie sie in jeder Ehe bei aller liebenden Verbundenheit bestehen muß. Aber wir haben mit diesen Gedanken schon vorgegriffen in das spätere Leben von Joseph und Maria; kehren wir zurück in die historische Reihenfolge der Schrift.

„*Auch Joseph reiste von Gäliläa aus der Stadt Nazareth nach Judäa zur Davidsstadt mit Namen Bethlehem, denn er war aus dem Hause und Geschlechte Davids, um sich eintragen zu lassen. Mit ihm ging Maria, sein anverlobtes Weib, die Mutter werden sollte*“ (Lk 2, 4 f.) Diese wenigen Worte offenbaren etwas von der schlichten

Glaubenskraft Josephs. Er wußte nun, was geschehen sollte, daß die Weltgeschichte einen Einbruch und ein Wunder erfahren sollte durch die Geburt dieses Kindes, das ihr Herr und Erlöser war — und doch fügt er sich in die Verordnung des kaiserlichen Statthalters. Er verlangt keine Ausnahme, auch für *sie* nicht, die doch eine Ausnahme unter allen Frauen darstellte.

In treuer Redlichkeit eilt er mit ihr zusammen das Gesetz zu erfüllen, ein Gesetz, das nicht einmal aus dem heiligen Volke selber stammt, sondern ihm von dem fremden Gewaltherrscher auferlegt ist; aber selbst ihm gegenüber „ziemt sich, daß alle Gerechtigkeit erfüllt werde“. Wohl weiß er, was diese Erfüllung bedeutet: die beschwerliche Reise für die höchster Schonung bedürftige Hoffende und die Wahrscheinlichkeit, daß gerade dort ihre Tage erfüllt sein werden. Aber diese Sorgen und Bedenken müssen zurücktreten vor dem Willen Gottes, den Joseph auch in diesen äußeren Anforderungen verehrt und dem er zutraut, daß er alles zum Besten führen wird. Und so „zog er von Nazareth in Galiläa nach Bethlehem im Lande Juda hinab, zusammen mit Maria, seiner Angetrauten, die ihrer Stunde entgegenah“ — ihr auf der vier- — fünftägigen Reise alle Dienste besorgter Liebe leistend, die er vermochte. Was die Tatsache, daß sie „in der Herberge keinen Platz fanden“, an Sorgen und seelischer Pein mit sich brachte, wissen wir nicht. Jedenfalls war Joseph auch in diesem Geheimnis von neuem auf den reinen Glauben verwiesen. Erst später kam ihm wieder ein Zeichen von oben zu Hilfe.

Über das Geschehen der heiligen Nacht, wie es sich im Stalle bei Bethlehem vollzog, spricht die Schrift nicht, und so ziemt es auch uns, in Ehrfurcht und Schweigen anzubeten. Dieses aber wird uns berichtet: Da die Hirten auf die Verkündigung des Engels hin nach Bethlehem eilen, „fanden sie Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag“ (Lk 2, 16). Joseph hat schon seinen Platz eingenommen an der Seite des Kindes, er hat Anbetung und erste Vatersorge vereint und steht nun als Hüter ihrer Ehre neben der Mutter und dem Kind; „Jesus ward für den Sohn Josephs gehalten“ (Lk 3, 23), das gilt schon hier bei den Hirten, in der heiligen Nacht der Geburt.

Ich denke an die große holzgeschnittene Krippe unserer Kirche, wo Joseph hinter der knieenden Mutter steht und mit gefalteten Händen über sie hinweg zum Kinde schaut. In seinem noch jugendlichen Gesicht ist ein ganz eigenes Lächeln aufgebrochen, in dem die Innigkeit wissender Zustimmung steht, Vertrautheit, ein aus geheimstem Herzen aufsteigendes Gewußthaben und Wiedererkennen. Und ein unbedingtes gänzliches Hingeben an die Person und die Aufgabe dieses Kindes; und in eben dieser Hingabe diese höchste eigene Seligkeit. In solcher Verfassung dürfen wir uns den hl. Joseph vor dem göttlichen Kinde in der Krippe denken.

Acht Tage nach der Geburt begannen für Joseph seine Aufgaben als gesetzlicher Vater des Kindes. „Als acht Tage vorüber waren und das Kind beschnitten werden mußte, erhielt es den Namen Jesus. So hatte ihn der Engel schon genannt, bevor er im Mutterschoß empfangen war“ (Lk 2, 21). Die meisten Erklärer nehmen an, daß Joseph selbst die Beschneidung vorgenommen habe — so unterwirft er hier zum erstenmal in großer Treue Denjenigen dem Gesetz, der über allem Gesetze stand, „damit er die, die unter dem Gesetze standen, erlösen sollte“ (Gal 4, 5). Bedeutungs-

voller aber als dieses ist die Namensgebung. Das Recht stand dem Vater zu (vgl. Lk 1, 52); Joseph benennt das Kind und ruft es feierlich mit dem Namen Jesus. Den Namen selber freilich wählt er nicht aus Eigenem, sondern in Erfüllung der doppelten Engelsverkündigung, die der Jungfrau schon vor der Empfängnis und ihm selbst in der Traumbotschaft aufgetragen worden war: „Du sollst ihm den Namen Jesus geben“ (Mt 1, 21). Nun spricht Joseph mit dem Namen zugleich den Erlösungsauftrag des Kindes aus: „Er wird Israel erlösen von seinen Sünden“, hatte der Engel erläuternd gesagt. So oft er nun das Kind bei seinem Namen ruft, geschieht zugleich in einer letzten, wenn auch nicht ständig bewußten Wirklichkeit der Anruf seiner Erlöseraufgabe. Es vollzieht sich eine geheimnisvolle Angleichung zum „Herrn und Vater Jesu Christi im Himmel, von dem alle Vaterschaft auf Erden“, und besonders diese des hl. Joseph „ihren Ursprung hat“. Wie der Vater im Schoße der Ewigkeit durch sein Wort seinen Sohn gezeugt hat, und wie im fortwährenden Aussprechen und Angesprochenwerden das Liebesband zwischen Vater und Sohn lebendig strömt, so bestätigt in ähnlicher Weise der Pflegevater Joseph im Aussprechen des Namens Jesus immer von neuem die gott-menschliche Natur und Aufgabe seines Pflege-Sohnes und verdichtet damit in gewisser Weise ihre Wirklichkeit.

Er erfährt auch bald aus anderer Munde die Anerkennung, ja sogar die Erweiterung dieses Erlöserauftrags Jesu. „Als die Tage ihrer Reinigung vorbei waren, wie sie das Gesetz des Moses vorschrieb, brachten sie das Kind nach Jerusalem, um es dem Herrn darzustellen, wie im Gesetz des Herrn geschrieben steht: »Jeder erstgeborene Sohn soll dem Herrn geweiht sein«. Auch wollten sie das Opfer darbringen, wie es im Gesetz des Herrn geboten ist: ein Pärchen Turteltauben oder auch zwei junge Tauben“ (Lk 2, 22 ff). Hier ist ein doppeltes Gesetz gemeint, jenes, das jede männliche Erstgeburt dem Herrn weiht, aus dessen unmittelbarer Verfügungsgewalt es dann gewissermaßen „zurückgekauft“ werden mußte, und jenes andere Gesetz, das die levitische Unreinheit der Wöchnerin durch ein besonderes Reinigungsoffer zu entsühnen befahl. Maria und Joseph wollen diese beiden Vorschriften des Gesetzes gleichzeitig erfüllen; nach Ablauf der vierzigtagigen Frist nach der Geburt des Knaben machen sie sich miteinander auf den Weg und tragen das Kind die zwei Stunden Weges nach Jerusalem. Dort opfert Maria an einer besonderen Pforte ihr Sühnopfer und empfängt den Segen des Priesters, dann trägt Joseph das Kind zu einer andern Tempeltür hinein, um es mit einem Opfer von 5 Sekeln vom Tempeldienste loszukaufen. Die inneren Voraussetzungen für das Gesetz sind in keiner Weise vorhanden: die jungfräuliche Mutter, Jungfrau auch in der Geburt, bedarf keiner Reinigung, und Er, der vom Tempeldienst losgekauft werden soll, ist in Wahrheit Herr des Tempels. Dennoch beugen sich beide, Maria und Joseph, unter die Vorschrift — es gilt die Ehrfurcht vor dem Gesetz des Herrn und die Wahrung des Geheimnisses um das Messiaskind.

Aber siehe da, Gottes Geist hat dieses Geheimnis bereits offenbart. Simeon, der Greis, der auf die Erlösung Israels wartete, kommt auf Geheiß des Heiligen Geistes in den Tempel, er nimmt das Kind auf seine Arme und dankt Gott, daß er mit eigenen Augen das Heil hat schauen dürfen. Ja, in einer besonderen Erleuchtung erkennt er mehr und Tieferes als die Eltern bisher von diesem Kinde wußten. Nicht nur Israel soll er erlösen von seinen Sünden, sondern Heil und Licht sein allen Völ-

kern, auch den Heiden (Lk 2, 25-32). Es tut regelrecht wohl, vom Evangelisten Lukas, der es den meisten Erklärern zufolge aus dem Munde Mariens selber hat, zu hören: „Sein Vater und seine Mutter staunten über das, was über ihn gesprochen wurde“ (Lk 2, 33). Es war ihnen also nicht von vornherein die volle Erkenntnis dessen, was es mit diesem Kinde auf sich hatte, gegeben worden. Ihre menschliche Einsicht hatte ebenso ihre Stufen des Wachstums wie die zunehmende übernatürliche Offenbarung. So staunt und weitet sich ihr Herz vor der erhaltenen neuen Erkenntnis, und keins von ihnen fragt, wieso denn der fremde Simeon mehr von ihrem Kind weiß wie sie selber, — sie zeigen ehrlich ihr Verwundern und lassen sich belehren, und mit Schauern vernimmt Joseph die geheimnisvolle Weissagung, die in besonderer Weise an die Mutter gerichtet ist.

Noch einmal bricht das Außerordentliche auf und rührt in gleicher Weise Joseph und Maria an, wie da, von wunderbarem Stern geführt, die Weisen aus dem Morgenlande in Bethlechem erscheinen, dem Kind huldigen und ihm Geschenke darbringen (Mt 2, 1-12). Eine kleine Bemerkung des Evangelisten deutet auf einen Akt demütiger Zurückhaltung Josephs. Die Weisen „traten in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter“. Joseph wird nicht genannt. Es kann angenommen werden, daß die Fremden nach orientalischer Sitte nicht ohne weiteres das Kind aufsuchen, sondern sich erst anmelden und fragen, wann sie „dem neugeborenen König“ huldigen dürfen. So weiß Joseph um die Stunde ihres Kommens und hält sich zurück; die feierliche Huldigung soll nur dem Kinde und seiner Mutter gelten.

Dafür ruft ihn aber noch in derselben Nacht der Engel aus seiner Zurückhaltung in die Verantwortung des Familienvaters. „*Siehe, da erschien ein Engel des Herrn im Traum dem Joseph. Er sprach: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh nach Ägypten. Bleibe dort, bis ich es dir sage. Herodes fahndet nämlich nach dem Kinde, um es zu töten*“ (Mt 2, 13). Nun ist die volle Verantwortung des Vaters aufgerufen. Nun brauchen Maria und das Kind den starken Beschützer, den tatkräftigen Mann.

Wie eigenartig! So viele Male in der heiligen Geschichte hat Gott seine sichtbare Macht aufgeboten, um seine Diener wunderbar aus der Hand ihrer Feinde zu retten. Wie oft hat Joseph den 90. Psalm gebetet: „Seinen Engeln hat er geboten, dich zu behüten auf all deinen Wegen. Auf ihren Händen werden sie dich tragen, daß du nicht stoßest deinen Fuß an einen Stein. Über Nattern und Ottern wirst du schreiten, treten auf Löwen und Drachen“. So war es dem Frommen verheißen. Hier aber ist Gottes eigener Sohn, und kein Engel stellt sich machtvoll schützend davor, kein Blitzstrahl zuckt nieder auf Herodes, da er den Gottesmord befiehlt. Gott wählt den ohnmächtigsten Ausweg, die Flucht bei Nacht und Nebel, und einzig in eines Menschen Sorgfalt und Klugheit und Geschicklichkeit wird das Werk der Rettung des Gottessohnes gelegt. Da Gott Mensch werden will, steigt er ganz hinein in die Armseligkeit und Preisgegebenheit der Menschennatur, und Josephs Glaube ist von solcher Art, daß er daran kein Ärgernis nimmt, sondern im Gegenteil Gott behilflich ist, seinen Sohn „in Redlichkeit“ (Guardini) Mensch sein zu lassen — auch hier eine verborgene Ähnlichkeit des Pflegevaters mit dem Vater im Himmel. Und so „stand er auf, nahm, noch bei Nacht, das Kind und seine Mutter und

zog fort nach Ägypten“ (Mt 2, 14). Er übernimmt alle Beschwerden der Flucht, versucht, soweit es in seinen Kräften steht, sie der Mutter und dem Kinde zu erleichtern, und was er ihnen nicht abnehmen kann, das sieht er sie gelassenen Herzens erdulden — seine Liebe ist nicht sentimental, wo es sich um den Willen Gottes handelt. In der gleichen Haltung trägt er mit ihnen alle Bedrängnisse der Fremde, bis ihn die Stimme des Engels wieder zurückruft ins Land Israel und ihm Nazareth als Wohnort anweist.

„Der Engel des Herrn erschien ihm im Traume“. Viermal berichtet die Schrift von einer göttlichen Offenbarung an Joseph, jedesmal erfolgt sie im Traume. Nur soweit öffnet sich die jenseitige Welt, daß sie das feinhörige, gottzugewandte Herzensohr des Joseph erreicht. Und ihr Inhalt ist, abgesehen von der Enthüllung der ersten Botschaft über die jungfräuliche Empfängnis aus Heiligem Geiste, kein Aufruf zu einer heldenhaften Großtat, sondern immer nur ein Befehl zu einem sehr einfachen Tun. „Nimm dein Weib zu dir ins Haus“. „Steh auf und flieh nach Ägypten“. „Kehre zurück nach Judäa“. „Nimm Wohnung in Nazareth“. Wohl ist Joseph nächst Maria am meisten hineingenommen in das Geheimnis des menschengewordenen Gottessohnes, aber er erfährt nur seine gewissermaßen dunkle, in der heiligen Gewöhnlichkeit verborgene Seite. Um ihn herum vollzieht sich das Außergewöhnliche. Elisabeth empfängt in ihrem Alter; Maria, seine Braut, wird Mutter vom Heiligen Geiste; Engel erscheinen, umleuchtet von der Herrlichkeit des Herrn, die Hirten stehen geblendet vor der Menge himmlischer Heerscharen und hören ihr seliges Gloria; ein Stern kündigt den Weisen im Morgenland die Geburt des Königs, und sein Glanz führt sie wunderbar bis zum Orte, da das Kind war. Es ist, als ob die Himmel weit offen stünden und Ströme von gottherrlichem Licht sich auf die Erde ergössen — Joseph aber steht in seinem Schatten.

Von dem Gloriajubiläum über Bethlehem erfährt er erst durch die Hirten, er selbst dient derweil im Dunkel des Stalles. Sein Anteil ist immer nur die leise Stimme im Traume. Und im Gegensatz zur sichtbar werdenden Herrlichkeit erfährt er von vornherein das Dunkel der Unbegreiflichkeit Gottes: der menschengewordene Gott muß in eine Krippe gebettet werden, weil in der Herberge kein Platz für ihn ist; nächtliche Flucht muß den Herrn der Welt vor seinen Verfolgern retten. Der Knabe wächst heran ohne sichtbares Aufbrechen seiner Gottesherrlichkeit, und das einzige Mal, da er den Rahmen des schlichten Kindes sprengt — wo die Schriftgelehrten über ihn staunen —, bedeutet es bitterste Not für die suchenden Eltern.

Als Jesus endlich sein erstes Wunder wirkt „und seine Herrlichkeit offenbart“ und seine Jünger an ihn glaubten, da erlebt es Joseph nicht mehr. So steht Josephs Leben ganz im Dunkel des Glaubens, — in nächster Nähe bei Dem, der Gott von Gott und Licht vom Lichte ist, aber gänzlich bedeckt vom Schatten der „lichten Wolke“. Wir dürfen uns denken, daß Joseph dieses alles voll und ganz bejaht. Er verlangt nicht danach, den Glanz der Engel, die in sein Leben eintreten, selbst zu schauen; er braucht es nicht, daß die verborgene Herrlichkeit des Gottessohnes einmal durchbricht durch die Hülle des Leibes wie auf dem Tabor, ihm genügt die demütige heilige Gewöhnlichkeit, der verborgene Alltag, das Dunkel des Glaubens. Gerade darin aber tritt Joseph in eine besondere Nähe zu seinem göttlichen Sohn, der sich selbst in die Knechtsgestalt erniedrigte und in den Gehorsam, ja in den Ge-

horsam bis zum Tod am Kreuze. Vorher aber nimmt die Selbstentäußerung des Herrn durch dreißig Jahre hindurch die Form des verborgenen Lebens in der Familie an.

„Und er war ihnen untertan“ (Lk 2, 54). Diese paar Worte bergen nicht nur das Geheimnis des göttlichen Schweigens, sie umschließen auch die Geistesfreiheit und Glaubensgröße seines Pflegevaters. Stellen wir uns doch einmal vor, was es bedeutet, Tag um Tag in den kleinen Wirklichkeiten des Alltags zusammenzuleben — vom Aufstehen in der Frühe angefangen, dann die Morgenmahlzeit, die stets gleichen Arbeiten in Haushalt und Werkstatt, Mittagsmahl und wieder Arbeit bis zum Abend, Müdigkeit und Ruhe, und so weiter Tag um Tag — und in diesen gänzlich unfeierlichen Formen des Werktags das Geheimnis zu erleben, daß der, der da arbeitet und ißt und schläft, der Sohn Gottes ist. Anbetend auf den Knien liegen vor dem Kinde, das ist leicht. Aber in dieser inneren Anbetung verharren und doch sich den Forderungen jeder Stunde des Alltags hingeben, das setzt in gleicher Weise Tiefe des Glaubens und Größe des Herzens voraus. Erlebt man nicht oft, wie Menschen gerade diese Spannungen nicht zu ertragen vermögen? Wenn das Heiligste, im Schauer zu Verehrende, zugleich die tägliche Gewohnheit wird? Der Sakristan, der in der Nähe des Allerheiligsten und doch mit den gewöhnlichsten Verrichtungen beschäftigt ist, der nicht auf den Knien bleibt, weil ihm nun eben seine Arbeit obliegt, und der auch bei all seinem Putzen und Fegen und Gießen und Aufstellen in der inneren Ehrfurcht verharret, nicht mit bewußtem Vorsatz, sondern aus einer zur Selbstverständlichkeit gewordenen Liebe (ist es zu verwundern, wenn diese Haltung von den Dienern des Heiligtums nicht immer erreicht wird?) —, dies stellt im schwachen Gleichnis das dar, was ein ganzes Leben lang von Joseph verlangt und geleistet wurde.

„Er war ihnen untertan“ — das bedeutet aber darüber hinaus, daß es zu den Pflichten des Pflegevaters gehört, den Sohn in die Aufgaben des täglichen Lebens, in die äußere Beobachtung des Gesetzes einzuführen, daß er Lehrer seines Herrn sein muß, und Joseph erfüllt diese Aufgabe in gläubiger Demut. Er muß, da ihm der ewige Sohn in Gestalt eines Kindes anvertraut ist, das da „heranwächst und zunimmt an Alter und Weisheit“, dieses Kind seinen Platz im Familienkreis redlich darstellen lassen. Das bedeutet, daß er das Kind, den Knaben, den heranwachsenden Jesus zu den Diensten in Haus und Handwerk heranzieht, wie sie diesem Alter entsprechen. Joseph muß den Mut haben, in Schlichtheit zu verlangen und anzunehmen, was der Herr selber später formulieren würde: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Wie es der Hauptmann von Kapharnaum in der Wahrheit der Demut von sich feststellt: „Siehe, auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, aber ich habe einen Diener; wenn ich ihm sage: Komm, so kommt er, geh, so geht er, tue das, so tut er es“, — so hat Joseph den Mut, in göttlichem Auftrag zu dem Sohn Gottes zu sagen: „geh“ und „komm“ und „tu das“ und damit dem Herrn die Möglichkeit zu geben, wirklich „der Menschensohn“ zu sein.

„Er war ihnen untertan“ — das ist uns ein Wort aus dem Evangelium, das Josephs Größe ahnen läßt. Ähnlich klingt jenes andere Wort: „Jesus ward für den Sohn Josephs gehalten“; auch hier wird zunächst die Sohnesstellung Jesu im Fami-

lienverband, unter der väterlichen Gewalt Josephs ausgesagt, doch dahinter erschließt sich dem betrachtenden Blick ein Bereich von größerer Tiefe und Herbheit. Schon die Ausdrucksform des Evangeliums macht es dem Leser deutlich: „er wird gehalten“, Joseph *galt* als Vater, aber er war nicht Vater im eigentlichen Sinn. Und Joseph weiß dies — oh, er weiß es nur zu gut. Wohl gilt Jesus vor dem Gesetz als sein Sohn, wohl hat er alle Vaterpflichten an ihm zu erfüllen, und es ist sein innerstes Anliegen, sie in restloser Treue und selbstlosester Liebe zu erfüllen, sei es im Sorgen und Behüten, sei es auch im Annehmen des kindlichen Gehorsams — wohl erfährt er auch das Glück, das Kind aufblühen zu sehen, „es wuchs heran und erstarkte, ward voll Weisheit, und Gottes Liebe ruhte auf ihm“ (Lk 2, 40), — aber dieses weiß er dabei in voller Klarheit: Sohn, wahrhaftig Sohn ist ihm Jesus nicht. So, wie sonst die Bindung von Fleisch und Blut zwischen Vater und Sohn besteht, wie das wirkliche Verhältnis vom hilfsbedürftigen Kind zum starken Vater sich vollzieht, so wie das elementare Vatererleben sich erfährt: „Du bist mein Kind, du gehörst mir“ (freilich nicht im Sinne eines beherrschten Eigentums, sondern als Aufgabe), —: so kann das Verhältnis zwischen Joseph und seinem Pflegesohn nie sein. „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt“, kann nur der Vater-Gott im Himmel zu Jesus sprechen. Joseph weiß, bei aller Nähe, aller Vertrautheit, um die Unendlichkeit des Abstandes.

Und noch gilt es diesen Abstand zu wahren gegenüber dem Verhältnis von Maria und Jesus. „Selig der Schoß, der den Herrn getragen, selig die Brust, die ihn genährt hat“, selige Gemeinsamkeit zwischen Mutter und Kind, in die kein Dritter einzutreten vermag. Joseph weiß das und bejaht es und steht ehrfürchtig beiseite.

Und einmal geschieht es, daß der Sohn selber diese Grenze errichtet zwischen sich und den nächsten Menschen, denen, die die Schrift gerade zu Anfang jenes Berichtes in rührender Weise seine „Eltern“ nennt (Lk 2, 41—50). Da der zwölfjährige Knabe zum erstenmal mit nach Jerusalem zum Osterfeste zieht, und „er blieb zurück, und seine Eltern wußten nichts davon. Sie glaubten, er sei bei der Karawane und gingen eine Tagereise mit, dann suchten sie ihn bei den Verwandten und Bekannten. Als sie ihn aber dort nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort.“ Was das bedeutet haben mag, drei Tage und drei schlaflose Nächte im Suchen nach dem verlorenen Knaben, können wir kaum ermessen. So ganz ist ihrer beider Herz mit Leid erfüllt, daß die Woge überquillt in dem Augenblick, da sie ihn mitten im Tempel unter den Lehrern sitzend fanden: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Maria beruft sich auf die elterliche Verantwortung: „Kind“, nennt sie ihn, und „dein Vater und ich“, wir haben dich mit Schmerzen gesucht. Aber aus dem Kind redet göttliche Majestät: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ „*Meines Vaters*“ — klar wird die Aussage dem Wort Mariens gegenübergestellt. Eigentliches Vaterrecht und herrschaftliche Gewalt in Jesu Leben hat der Vater im Himmel, und wo er verfügt, da muß alle Rücksicht auf die Mutter und den Pflegevater schweigen.

„*Sie verstanden nicht, was er ihnen damit sagen wollte*“. Sie nahmen das seltsame Wort hinein in ihr Herz und es sinkt darin ein, zugleich mit einem seltsamen und fremden Schmerz, der nie mehr ganz schweigt. Ja, Maria wird sein Schneiden (hatte

nicht Simeon von einem Schwert gesprochen, das ihre Seele durchbohren wird?) auf neue und tiefer verspüren, wenn er bei der Hochzeit von Kana zu ihr sagen wird: „Weib, was habe ich mit dir zu tun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, die Grenze betonend zwischen ihrer mütterlichen Liebe und der strengen Forderung des Vaters, die auf ihm liegt, und so fort über die Trennung während seiner Lehrtätigkeit („Wer ist meine Mutter und mein Bruder? Wer den Willen meines Vaters tut, der ist mir Mutter und Bruder und Schwester!“) bis zum letzten ablösenden Wort vom Kreuze herab: „Weib, siehe, *da* ist dein Sohn!“

Noch ist es nicht so weit. Noch „zog er mit ihnen herab nach Nazareth und war ihnen untertan“ (Lk 2, 51). Aber die unsichtbare Grenze bleibt. Vor allem wird es Joseph sein, der sie spürt und achtet. Die Kindheit Jesu ist vorüber, die Zeit, da er das Kind im Arme tragen und die Zeichen der Zärtlichkeit und Vertraulichkeit mit ihm tauschen durfte, wie sie diesem Alter zukommen. In bäuerlichen Familien läßt sich heute manchmal noch beobachten, wie sich die Umgangsform ändert einem Sohn gegenüber, der Geistlicher wird. Das ganze Verhalten der Geschwister und der Eltern, oft bis zum „Ihr“ oder „Sie“ der Anrede-Form, betont den Abstand, die Ehrfurcht vor dem „Herrn“. Das ist ein schwaches Beispiel dafür, wie sich der Akzent der Beziehungen verschiebt zwischen Joseph und seinem Pflegesohn. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“, das Johanneswort gilt auch hier. Während Jesus heraustritt aus dem Dunkel seines verborgenen Lebens in die öffentliche Lehrtätigkeit, in den Erweis seiner Macht durch die Fülle der Wunder, hineintritt in den offenen Kampf mit den Führern des Volkes Israel, freilich für eine kleine Weile untergeht im Geheimnis des Kreuzes, aber dann um so strahlender aufersteht, geht Joseph ganz und gar unter im Dunkel des Schweigens von Nazareth.

Auch hier folgen wir der Schrift.

Sie belehrt uns ja nicht nur durch das, was sie uns sagt, sondern auch durch das, worüber sie schweigt. So ist es sicher nicht von ungefähr, daß sie nicht ein einziges Wort aus dem Munde Josephs berichtet. Nie tritt er so in den Vordergrund, daß er selbst redet. Selbst beim Wiederfinden Jesu im Tempel, da doch auch sein Herz voll ist von Sorge, Angst, Nichtverstehen und befreiendem Aufatmen, ist es Maria, die ihrer beider Not ins Wort faßt. Joseph schweigt, und nun schweigt auch die Schrift über ihn. „Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns?“ heißt es einmal noch, da seine Vaterstadt an Jesus Anstoß nimmt (Mt 13, 55). Aber es scheint, daß nur die Erinnerung an Joseph auflebt, daß er selbst bereits verstorben ist; in dem Parallelbericht bei Markus (6, 3) ist nur von Maria die Rede; auch wird sein Name nicht genannt bei der Hochzeit von Kana, noch beim Aufbruch nach Kapharnaum (Jo 2, 12). So dicht liegt der Schleier des Schweigens, daß wir nicht einmal über Josephs Tod etwas erfahren. Nur so weit berichtet die Schrift über ihn, als er in notwendigem Zusammenhang mit dem menschengewordenen Herrn steht. Solange Jesus einen Pflegevater brauchte in den Ereignissen seines Lebens, wird dessen Aufgabe gedacht; so wie der Herr hinaustritt, versinkt die Gestalt Josephs. Das ist nicht Zufall. Das ist nicht Ungerechtigkeit — die Herrlichkeit Josephs im Reiche des Vaters hebt nun ja an, und seine Glorie in der Kirche, nachdem sich auch hier jahrhundertlang sein Dunkel fortgesetzt hatte, leuchtet nun, heller und heller — das ist die wirklichkeitsentsprechende Folgerichtigkeit aus der Lebensaufgabe Josephs. Er hat eine Funktion

zu erfüllen — eine überaus wichtige und bedeutsame und notwendige — um dieser Funktion willen ist er da, und mit ihrer Erfüllung tritt er zurück.

Der gute und getreue Knecht — das ist die Formel seines Lebens. Daß er den Dienst tun darf, das ist in sich selber Gnade und Auserwählung und Glück.

Und so wird Joseph der Heilige unseres Alltags, der Führer unseres Weges in die heilige Gewöhnlichkeit, in den unscheinbaren, seiner selbst nicht achtenden getreuen Dienst, das Vorbild der Vereinigung von Nähe und Ferne zu Gott, von *vita contemplativa* und *vita activa*, von Gebet und Arbeit.

Die Bedeutung des Seelengrundes für die Betrachtung IV

Von Joh. B. Lotz S. J., Pullach bei München

Vielleicht wird mancher, der unsere Aufsätze über die Bedeutung des Seelengrundes für die Betrachtung verfolgt hat (Jahrgang 1950, Heft 2, S. 121—130; Heft 3, S. 214—225; Heft 6, S. 435—447), noch nicht über ein gewisses zwiespältiges Schwanken hinauskommen. Einerseits sieht er ein, daß sich die Betrachtung nur durch die Einwurzelung in den Seelengrund zur Meditation vollenden kann. Andererseits scheinen ihm gerade dieser Einwurzelung so schwerwiegende Bedenken entgegenzu stehen, daß er es für ratsamer hält, auf die eigentliche Meditation zu verzichten und sich mit der gewöhnlichen Betrachtung zu begnügen. Danach wäre die Einkehr in den Seelengrund eine Forderung, die zwar theoretisch einleuchtend, aber praktisch nicht durchführbar ist.

Soweit wir die Dinge überblicken, hemmen die eben erwähnte praktische Durchführung vor allem zwei Gruppen von Einwänden. Zum ersten sagt man, der Rückgang auf den Seelengrund sei zu *gefährlich*, weil er zahllosen Verirrungen Anlaß biete. Zum zweiten meint man, dieser Rückgang sei als Weg für alle, die sich um das innere Leben mühen, *unmöglich*, weil er gewiß einigen Auserwählten durch besondere Begnadung gelingen, keineswegs jedoch von den meisten methodisch vollzogen werden könne.

Damit sind unseren abschließenden Darlegungen *zwei Aufgaben* gestellt. Zunächst gilt es, den Gefährdungen nachzugehen, die mit der Einkehr in den Seelengrund gegeben sind, und deren Überwindung anzubahnen; hierbei wird die Unterscheidung der Geister wichtig sein, für die Ignatius von Loyola in seinen Exerzitien unentbehrliche Regeln aufstellt. Dann gilt es, die Wege aufzuzeigen, die wenigstens indirekt zu jener Einkehr in den Seelengrund führen, die durch direkte Methoden nicht erzielt werden kann.

I.

Einer *ersten Gefahr* sind zwar schon unsere bisherigen Darlegungen immer wieder begegnet; doch wollen wir sie ihrem Kern nach hier noch einmal ins Auge fassen. Es handelt sich um das Bedenken, ob nicht durch die Rückführung der Meditation auf den Seelengrund das *Personale dem Impersonalen*, das Freie dem Unfreien und das Bewußte dem Unbewußten *ausgeliefert* werde. Eine solche Auslieferung wäre eine Verirrung, weil der unaufhebbare Adel des geistigen Lebens verlangt, daß dem Personalen, Freien und Bewußten der Primat zukomme.